



Anlässlich des zehnjährigen Bestehens des Hans-Bernhard-Schiff-Literaturpreises werden in diesem Band alle prämierten Texte aus den Jahren 1997 bis 2007 präsentiert. Die Autorinnen und Autoren philosophieren über die Aktualität, die Wirklichkeit und die Zeit, lassen Erinnerungen Revue passieren und erzählen Erfahrenes und Erfundenes. Sie bedienen sich des Deutschen, des Französischen und der Dialekte der Grenzregion Saar-Lor-Lux. So werden Begegnungen mit Orten und Menschen ebenso angesprochen wie zum Beispiel die Kriegserlebnisse eines Vaters oder das Leben an der Grenze und in dieser Region, mit der sich der Autor Hans Bernhard Schiff verbunden fühlte.

Der Beirat

Autoren Beiratstexte:

Joachim Schiff, Dr. Waltraud Schiffels, Harald Reininghaus, Klaus Bernarding, Dolly Hüther, Marcella Berger, Vera Hewener, Hans Bernhard Schiff, Ulrich Andres, Holger Ludt

Autoren prämierte Texte:

Mani Huber, Andreas Kohler, Nelia Dorscheid, Hans Peter Hoffmann, Giulio-Enrico Pisani, Harald Schmied, Saskia Hellmund, Helge Dawo, Holger Kellmeyer, Jean-Louis Kieffer, Stefan Werkmeister, Martin Bettinger, Sébastien Jaeger, Bert Lemmich, Axel Herzog, Harald Ley



ISBN 978-3-936950-70-0
20,00 Euro

10 Jahre Hans-Bernhard-Schiff-Literaturpreis

Ein Leitfaden -
Auf den Spuren des
Hans-Bernhard-Schiff-
Literaturpreises

10 Jahre Hans-Bernhard-Schiff- Literaturpreis

„Ihr Bruder war Maler
und ein Verwandter
jenes Eichendorffschen
Taugenichts,
der das Glück nicht suchte,
sondern fand, der also die
seltene Gabe besaß, das,
was er fand,
als das auszugeben und
zu erkennen,
was er gesucht hatte.“



LANDESHAUPTSTADT
SAARBRÜCKEN
Dezernat für Bildung, Kultur und Wissenschaft



Toni Huber - Hauptpreis 1998
Und wenn die Dinge Leben hätten

Es waren viele, die warteten. Einzeln, ungeordnet oder in Haufen standen sie an der Kreuzung und warteten auf den Bus, der Richtung Riohacha, Guajira, fuhr.

Auf der anderen Seite der Straße hatte ein Polizeikommando kurzfristig einen ‚retén‘ errichtet, ein paar Meter hinter der Kreuzung, einen Kontrollpunkt, der die Autos, Busse und Lastwagen, die aus der Wüste im Nordosten kamen, zum Anhalten und Auspacken zwang. Quer über die im Staunebel verschwindende Straße war in Brusthöhe ein daumendickes Tau gespannt, fast unsichtbar, aus welchem Material, war schwer zu sagen. Das Costedog Gesicht des Polizisten vor der Wache war wie aus Blech gehämmert und dann mit Bronze übergossen. Knapp über der eingedrückten Nase, die an eine faule Kartoffel erinnerte, lag quer ein seltsam auseinandergelagertes Augenpaar. Das eine Auge machte den Eindruck, als sei es gefüllt mit frischer Gewalt, das andere, als habe man es gänzlich ruhig gestellt. Ich bildete mir ein, dass dieser Wachmann, der dastand wie ein unbeweglicher Block, an den man ein Gewehr geschweift hatte, denen, die dem Seil sich langsam näherten, ein gehöriges Stück Angst einjagen musste, mehr noch, wenn man kniend vor ihm auszupacken hatte.

Ich hatte Muße, da herrschte kein Zweifel, doch sagte ich mir, dass es langsam Zeit zu gehen war. Langsam.

Heute Morgen war der Himmel taubengrau, und damit zusammenhängend die Stimmung einer leichten, wehmütigen, doch wohlthuenden Traurigkeit. Simunguey, der junge Indio aus Palomino, hatte mir in aller Frühe auf dem Markt den Weg nach Minca beschrieben, noch dazu die kleinen Bäche, an die ich mich halten könnte, wenn der Weg anfangen sollte aufzuhören. Rio Gaira, Rio Guachaca, Rio Frio, Rio Buritaca und am Ende die Quebrada La Aguja. Wir kamen ins

Gespräch miteinander, und ich hatte das Gefühl, schon weit gekommen zu sein. Während er noch erklärte, hatte ich in Ruhe seine kaffeefarbenen Barfüße betrachtet, die an den Fersen und Zehen mit grober Hornhaut abgesteppt waren, dann reichten wir uns die Hand, er nur leicht und zart, fast unspürbar, und jeder ging in seiner Richtung davon.

Ich sah ihn niemals wieder.

Ich kam von Santa Marta her, der alten, heißen Stadt am Meer, am Ränd der Elemente, und sah vor mir den dichten Bergwald der Sierra unter einem feinen weißen Nebelschleier liegen. Mit ungebremsen Schritten stürzte ich mich in den Zauber hinein; die Pyramide aus Erde, in deren Haut und Rinde Natur ihr Nest errichtet hatte in den waghalsigsten, betörendsten Formen und Farben. Ich sah, wie Natur hier Wucher mit sich selber betrieb, und sah, sie hatte ihre eigenen Gründe. Keuschheit und Enthaltbarkeit konnten leicht zum Untergang führen in dieser schwülen, feuchten Waldwelt des Üppigen und Offenen, Geilen und Verschwenderischen. Die Baumkronen gaben sich ungehemmt der Morgensonne hin, und in den Schatten darunter tobte eine lautlose Schlacht. Hängende und kletternde Pflanzen kämpften ums Überleben, und bei ihrer Suche nach Licht und Platz und Feuchtigkeit umschlangen sie die Gastbäume mit ihren weichen, doch zupackenden Armen und Beinen. Nur die allerbeständigsten der Pflanzen konnten es sich leisten, ihre Wurzeln in der Erde versteckt zu halten.

Einer der Baumriesen, vor denen man gern geneigt sein konnte anzunehmen, dass er im Handumdrehen auf eine Höhe von hundert Jahren zu steigen vermochte, war mit der Wurzel ausgerissen und lag quer über den Weg gestreckt, die Brüder hatten ihn nicht halten können. Ich ging in Abstand um das Baumdickicht herum und traf dann wieder auf den Weg. Der Weg lief keinem geordneten Fahrplan nach, ich selber hatte kein Ziel im Auge, ich dachte drunter und drüber. Leicht schritt ich über Blumen hinweg, über Gräser und Steine, die mir durch die Sohle hindurch die Füße noch mehr wärmten, die Füße, der Unterbau des Herzens.

Irgendwann am frühen Nachmittag kam ich an einer kleinen Ansiedlung vorbei, die den Namen Pájaro trug. Die Bambushütten hatten Türen, die alle offen standen, und die Türen führten in Zimmer, aber die Zimmer hatten keine Wände.

Kaum, dass ich den Vogel passiert hatte, tauchte ein mit Äxten und Messern schwer behangenes Männlein von der Seite auf, mit weißen Weichledertiefeln und einer hellen Ruana angetan, einem rechtwinkligen Stück Wollstoff mit einem Schlitz in der Mitte, durch den der Kopf gesteckt wird. Mir fielen die lang gewachsenen Fingernägel des Indios auf, die den Eindruck machten, als seien sie mit Kupfer beschlagen. Als ich dem Mann ausweichen wollte, ging er mir nach der anderen Seite ein wenig schief aus dem Weg.

Die Sonne stand immer noch hoch über den Bergen, sie sprach zu meinen Augen wie in einem starken Befehl. Ich trat in den kleinen Weiler Minca ein, wo ich bemerkte, dass die Leute Ameisen und Mücken speisten. Dort hielt ich mich nicht länger auf.

Gegen Ende des späten Nachmittags hörte plötzlich der Weg auf. Meine Beweglichkeit verstärkte sich, als ob sie darauf gewartet hätte, im gleichen Augenblick. Bei schnellem Schritt verfiel ich allmählich ins Dösen und marschierte wohl stundenlang weiter. Wie ein Pferd, das bergauf trabt und in langen, weichen Stößen von einem Wagen angetrieben wird, unaufhörlich, als steige es in ein höheres Leben auf. Ich ging, als sei mir nur das Gehen erlaubt und alles andere im Kopf. Einbeinig marschierte ich einen Weg entlang, den es gar nicht mehr gab, und einbeinig ging ich in einem Kopf spazieren, in dem ich mich nicht mehr ganz auskannte. Das Letzte, was ich dachte, war, dass ich überhaupt nicht glücklich sein musste, jedenfalls zu Lebzeiten nicht.

Ein jäher Einbruch starker Freude beförderte mich aus meinen Träumereien. Ich schüttelte den Kopf, weil er verwirrt war,

doch bald darauf befand ich mich in einem Zustand genügender Geistesgegenwart wieder. Ich war kaum in der Lage zu atmen, denn das Herz war bis zum Bersten aufgepumpt. Ich freute mich, ganz ungetrübt, wie ein Untätiger sich an den Tatsachen erfreut, die andere für ihn geschaffen haben, und die Freude durchströmte mich von oben nach unten und von unten nach oben und marschierte mit, ins nebelfreie Blaue hinein. Hatte ich vorher ein wenig vielleicht geträumt, so hielt ich jetzt die Augen offen, damit ein Stück des Zuviels an Freude durch diese zwei Öffnungen entweichen konnte. Jedoch, nicht viel passierte. Stattdessen schlich sich ein Gesang durch meinen Mund ein, kurz und eintönig, und ließ mir keine Ruhe.

„Si esa es la vida
la que nos marca el camino
que debemos recorrer,
para mal o para bien,
a mí me tocó esta ruta
y que le vamos hacer...“

Der Text kam immer wieder, so als ob das Gehirn selber, leicht aus dem gewohnten Gleis geraten, in diesem bestimmten Takt des Liedes hin- und herschwinge.

‘Si esa es la vida
la que nos marca el camino
que debemos recorrer,
para mal o para bien,
a mí me tocó esta ruta
y que le vamos hacer ...‘

Als es beinahe unerträglich wurde und auch dämmerigdunkel, und totenstill war es hier oben, und auch der Wind war still, da kam aus dem brechenden Unterholz ein Lastwagen auf mich zu und machte vor mir Halt. Ein Gespenst ohne Licht, aus rostigen Knochen und von einem der vier Beine auf das andere humpelnd. Von der Fahrerseite stieg ein kräftiger

Mann aus und besah mich für Sekunden. Ich musterte ihn desgleichen. Ein stämmiges Wesen, barfuß und mit Hut und freundlichwarmen Augen, die meinen Mut sofort erhöhten. Ohne Umschweife bat ich den Mann, mich doch mitzunehmen.

„Wie? Sie kommen aus der Gegenrichtung und wollen auf einmal zurück?“ „Ja. Ich ging zuerst in meine Richtung. Dann habe ich gemerkt, dass manche Stelle auf dem Weg dunkel war, weil ich zu schnell vorbeigegangen bin, die Wirklichkeit ist schwer zu treffen. Jetzt bin ich hier, wo keine Menschen sind, nur Sie, und der Wagen, und das hier scheint die Grenze zu sein, so drängt es mich zur Umkehr.“

Der Fahrer bedeutet mir, hinten am Wagen auf der Anhängerkupplung Platz zu nehmen, da der Rest des Wagens bis in die letzte Ecke mit Waren der unterschiedlichsten Art vollgeladen sei und nichts anderes mehr übrig bleibe.

Ich dachte, wie gut doch verschiedene Sachen in ähnlicher Weise unrichtig sein konnten, und schwang mich mit der einen Fußspitze auf das kleine kugelförmige Eisenstück, das die Anhängerkupplung war, die nur Platz hergab für eine Fußspitze, was für eine ungeheure Stellung in dieser Welt, die sich anschickte, mit all ihrer schweren Kraft den langen, unwegsamen Bergurwald ohne Licht hinabzurollen. Der Wagen ruckte an. Mit der restlichen Sohle und der Ferse und dem ganzen anderen Fuß baumelte ich in der Luft, die spürbar kühler wurde, obwohl wir bergab fuhren und in Richtung warmes Meer. In dieser Stellung verharrte ich die nächsten zwei Stunden, die Zeit vertrieb ich mir mit Warten.

Von den Zehen her kroch Taubheit langsam in meine Füße, tauchte ein ins Blut und schwamm allmählich aufwärts. Ich hatte zu singen aufgehört, gab mir einen Ruck und dem Fahrer ein kurzes Zeichen, dann sprang ich auf den Weg hinunter. Ich schüttelte die Füße aus und humpelte über das, was mir in die Quere kam. Abgewetzte Steine und Hölzer, die wie Knüppel gegen die Beine schlugen. Ich begann zu hüpfen. „Da kommt er, da kommt er!“, hörte ich Stimmen rufen, wie

hinter vorgehaltener Hand und ohne Klang. „Da kommt er, da kommt er!“, doch niemand war in der Nähe. Der Salzgeruch des Meeres, das vor mir lag, umwehte meine Nase. Ich streckte die Zunge aus und schmeckte die Versuchung. Ich ging, als sei ich getrieben und gleichermaßen von einem langen Strick gezogen, der um meine Füße festgemacht war. Ich ging, unaufhörlich, ohne Stocken, ohne Halt, ohne mich auszuruhen oder auch nur einmal umzudrehen, wie hätte ich jetzt nicht gehen können, ich, ein unaufhörlicher Schlüssel, der in ein unaufhörliches Schlüssellochgebiet führte, ich ging, weit über das Meer hinaus, ich riss die warme Luft mit, die wie eine dicke Decke über dem Wasser lag, ich streckte meine Wurzeln aus, ich ging, als hätte ich mein ganzes Leben lang auf diesen Gang gewartet, ich ging, da ich zwei Beine hatte, zwei Wege leicht auf einmal, aus zwei Wegen entstand ein Tag, und eine Woche, wenn ich mich verlieb, ich ging, und konnte gehen, weil meine Schuhe niemals müde wurden.

Toni Huber – Hauptpreis 1998

In der Stadt in der Sänfte

Reporter einer amerikanischen Zeitschrift haben einmal hundert Bewohner jener Stadt gefragt, was ihnen im Leben das Wichtigste sei. Fünfundneunzig haben ‚Nichts!‘ gesagt. ‚Nichts ist wichtig.‘ Der reichste Mann der Stadt, ein marokkanischer Jude und Nachfahre eines Kautschukbarons, hat die Zigarre aus dem Mund genommen und hat ‚Nada‘ gesagt. Eine Nonne hat ‚Gott!‘ gesagt, ein alter Mann nur ‚Reis und Bohnen‘.

Hingehügelt am Ufer des Größten Flusses lag die Stadt auf einer weit geschlagenen Lichtung. Selva virgen, der Urwald, war einst die Kulisse, doch viele Füße hatten die Jungfrau getreten und um sie gefreit. Heiß und feucht war sie wie ehedem, doch lange schon keine Jungfrau mehr. Die Holzabschneider hatten gewütet wie besinnungslos. Wie die Handlanger der Gummibarone damals, die die Kautschukbäume bis zum letzten Tropfen gemolken hatten, damit der Urwald sich aus eigener Kraft ausradiieren konnte. In klaren Stunden, nach einem Regenaufguss, konnte man sehen, wie milchtrübe Geister in leeren Lichtungen auf den Baumstümpfen hockten wie auf verlorenem Posten. Allein der jaboti, das krause Reptil, hatte sich weit hinter die Behausungen der Menschen und der Baumstumpfgeister zurückgezogen, wo die Wirklichkeit sich noch nicht selber abgeschafft hatte.

Der jaboti kroch durch den Urwald, als plötzlich ein Baumstamm auf seinen Panzer fiel. Er konnte sich nicht mehr bewegen, so verfiel er ins Warten. Er wartete, bis der Baum zerfiel. Dann setzte er seinen Weg fort, unversehrt und frei. Die Stadt war langatmig. Sie atmete noch den verbrauchten Atem der Gründerzeit vor der Jahrhundertwende und machte einen schläfrigen Eindruck.

Im Hafen hausten die Fischer und ankerten die Schiffe. Die ächzten unter der Last der Fänge und unter der Last des

Alters, das angefangen hatte, am Eisen und am Holz zu nagen. Die Fischer hießen ‚Cosmo‘ und ‚Getulio‘, die Schiffe ‚Santarém‘ und ‚Itahuassú‘, ‚Tambaguí‘, ‚Tucanáre‘, ‚Dourado‘, ‚Matricha‘, ‚Manna‘ und ‚Jaraquí‘ wurden die Fische genannt. Doch nur die bekamen einen Namen, die in den Netzen der Fänger landeten und voneinander gesondert wurden für den Verkauf am Tag nach dem Fang. So war der Name ihr Schicksal. Die Fische aber, die den Netzen entkommen waren, trieben verborgen weiter mit dem Strom. Sie bleiben unsichtbar, denn sie hatten keinen Namen.

Die Hühner kamen über das Wasser von weit her ans Land. Ihre Köpfe baumelten im Strauß nach unten. Die Füße waren in fester Hand der Hühnerfrau, die, als sie aus dem Kanu ausstieg, die stummen Tiere am Ufer auf den Boden warf, wo sie nach Wasser gierten.

Der größte Fluss war am Ende der Trockenzeit angelangt. Am Uferand zeigte er ein Stückchen seines weichen, weiten Bettes, über dem der urubî, der chulo, der schwarze Aasgeier Federn ließ, wenn er gemästet war vom letzten Mahl und sich niederließ im warmen braunen Schlick.

Ich war über das Wasser hierhergekommen, weil ich die Wege verachtete. Die, die ich gegangen war, hatten mich nicht getragen. Mehr als dass ich die Wege ging, hatte ich das Gefühl, dass ich sie zertrat. So gab es kein Zurück. Hier hatte ich mich eingefunden, in der Stadt in der Sänfte. Ein verwunschener Ort, und ich fühlte mich durch Spinnweben mit den Fremden verbunden. Ich sagte mir, ich hätte keine Angst vor ihnen. Auch nicht von der ‚anderen Seite‘, von der es hieß, dass jene auf ihr lebten. Die Menschen sind weniger gleich, als sie sagen, und mehr, als sie denken. Ich hatte Zeit und konnte harren, denn niemand war da, der mich erwartete.

Einen langen Tag hatte ich hinter mir hergezogen und sehnte die Nacht herbei. Nesthitze stand in der Luft, und das Freie bot sich zum Schlafen an. Hinter dem Teatro Amazonas machte ich eine Bank aus, auf der ich mich niederlegte. Ich atmete

etwas wie Äther ein, Atmosphäre, feurig und frei. Dann befahl ich mir einzuschlafen.

Bald fing es zu regnen an. ‚Meinetwegen‘, dachte ich, ‚ich habe es ja nicht verbochen‘. Dampf stieg auf und nebelte die zarten Perlenketten aus Regentropfen ein, die senkrecht vom Himmel hingen. Der Regen setzte sich gegen die Verhüllung zur Wehr und wurde stärker. Bald trieb er in einen Wasserfall hinein. ‚Die Welt selber ist auch kein Haus‘, sprach ich mir Trost zu und machte mich auf zu einem Unterstand.

Das Kirchenhaus der Kapuziner lag unweit, nur einen Steinwurf vom Teatro entfernt. Außer mir hasteten noch andere dorthin, um Schutz zu suchen. Ich selber ging gemächlich, denn wer schnell geht, holt das Unglück ein. Die Flüchtigen mischten sich unter die Gläubigen, in einer Messe, die sich der Eucharistie hingab. Der Leib des Herrn wurde gereicht, lebendiges Aas, das die Empfänger in die Knie zwang. Dicht an dicht verharrten sie so, in einer Reihe, in einem Verbund, der alle lebenswarm machte. Die Flüchtigen hatten sich eingemischt, doch sich sogleich abgesondert durch ihre Haltung. Dem Altar hatten sie den Rücken zugewandt, und ihre Gesichter waren zum Ausgang gerichtet, wo sie das Ende des Regens abwarteten. ‚Lobet den Herrn, lobt ihn für alles, für das Wasser, wie für das Trockene, für seine Schäfchen daselbst, und auch die schwarzen unter ihnen!‘ Ich war Danebensteher. Zur Hälfte nahm ich teil am Kult, dieser seelischen Gelegenheit, die Schutz gewährte und Komplize der Einsamkeit war.

Als der Regen nachgab, hasteten die Flüchtlinge nach draußen. Wie eine zarte Ablösung von Materie und Wirklichkeit schwebten Dunst und Dampf in den schwülen Gassen. Der Kapuzinerpriester segnet die Verbliebenen mit Weihwasser, das Messdiener aus dem größten Fluss geschöpft hatten. Die Gebenedeiten wandten sich nach und nach dem schweren Portal zu, das jetzt weit offen stand.

Ich schlenderte zum Hafen hinunter. Der Fluss lag im Halbdunkel, vom vollen Mond, dem Lichtaufsammler, mit

großem Geschick angeleuchtet. Ein überirdischer Acheron, auf dem stille Barkassen aneinander vorbeischwebten. Am Ufer standen einfache Holztische nebeneinander und bildeten eine Strecke, die bis in die nächste Flussbiegung reichte. Kastanienbraune Marktfrauen mit spröde gefaltetem Bauernmund hatten sich auf den Tischen zum Schlafen gelegt, sie lagen da wie aufgebahrt. Sie kamen aus den Wäldern im Hinterland, und ihre Kinder leisteten ihnen stumme Gesellschaft und teilten ihre Träume mit ihnen. In aller Frühe des kommenden Tages würden sie auferstehen, als Erste auf den Beinen sein, um ihre Mitbringsel von zu Hause, Kochbananen, Ananas, Maniok und Melonen, den Hausfrauen der Stadt zu verkaufen.

Ich bog in die Avenida Joaquim Nabuco ab. Ich trat auf einen Salamander. In den faulen Ecken absterbender Bretterbuden trieben Nachtschattengewächse bunte, üppige Blüten. Sie hatten sich wie abgespalten von der feuchten Schwüle und trieben das kälteste Gewerbe der Welt. Die Priesterinnen der Venus waren gefräßige Circen, die die ganze Nacht verschlangen. Sie lockten Seemänner mit durchgeformten Kraftkörpern an, indem sie ihnen versprachen, mit der Nacht und dem Traum im Bunde zu sein. Mit der Nacht, der Macht, die das Fleisch nachwachsen mache, welches das Licht am Tage abgeweidet habe. Die Circen verwandelten die Seemänner in Schweine, die daraufhin zu grunzen begannen. Das Grunzen pflanzte sich nach draußen fort, ein Teil blieb in den Ritzen der Verschläge stecken. Dort hielt es aus bis zum Morgenrauen, bis sich die Nacht verzog.

Ein Stückchen weiter oben blieb ich stehen und ließ mich auf einem Schemel nieder, der neben einer Haustür stand. Zwei Frauen redeten miteinander, ohne aufzuhören und ohne mich zu beachten. Die eine hatte eine Honigstimme, die den Ohren der Nacht noch stärker schmeichelte. Die andere trug Ringe unter den Augen, zum Zeichen, dass sie mit der Nacht vermählt war. Ich saß vor einer Fensterscheibe, hinter der in

einem dunklen Kontor Schiffsschrauben, Anker und anderes Zubehör sich wild zueinandergesellt hatten. Auf die Registrierkasse war ein Schild geklebt, auf dem stand: ‚Nichts.‘ – ‚Não vendemos nada. Favor não insistir.‘ – Nein. Was zu verkaufen war, war weiter unten schon verkauft. Kein Eisen, nur Fleisch, jedoch von derselben Farbe.

Ich spürte, dass ein Traum begann, mich anzustrahlen, und kehrte in die Richtung zurück, aus der ich gekommen war. Ein altes, von ewigem Regen und ewiger Sonne verwittertes Kolonialhaus gebot mir Einhalt. Die Markthalle stammte aus Kautschukzeiten und wurde gestützt und getragen von rostigem, tropischem Eisen. Eine schmale Eingangstür stand offen. Auf einem Stuhl dahinter saß ein Aufseher und schlief. Portugiesischer Löwe gekreuzt mit Indio aus Fisch, und gelb verfärbt das Traumgesicht vom Vollmond. Er hatte sich zusammengekauert und ganz klein gemacht, als wollte er aus einer Stunde Nacht vier Stunden Schlaf herausquetschen. Ich stellte mich vor ihn und sah ihn an. Ich fragte mich, ob er jetzt dabei war, sich zu erinnern oder aber zu vergessen. Ich selber konnte sicher sein, denn niemand erwartete einen Fremden hier draußen.

Kerzenstümpfe brannten aus den Wänden wie im Leichenhaus und schlugen flackernde Lichtungen in den großen, hohen Raum. Kein Urwald war hier zu erblicken. Kein Kautschukbaum, kein Maniok, keine Mimose, kein Steinbrech und kein Chinabaum. Keine Frucht, keine Blüte, kein Dampf und kein Wasser, nicht Kristall-, noch Kreis-, noch Kugelformen. Auf unebenen Blechtischen mit hölzernen Füßen lagen hundert Kühe aufgebahrt, die nur aus Hinterbeinen bestanden, dazu noch ihrer Füße beraubt. Das warme Fleisch lag da, auf Blech und in Blut, wie gleich große Scherben, die ein Künstler aus dem Kunstwerk einer ganzen Tiergattung herausgebrochen hatte. Keine Messerschnitte und keine Schnittwunden. Das tote Fleisch belebte den Raum auf unheimliche Weise.

Eine weiße Katze und eine graue Maus waren auf einen der Tische geklettert, um sich an dem blutigen Mahl zu laben. Die

Maus war keine von der Sorte, für die die Katze ein Löwe ist. Sie blies zuerst ans Fleisch, dann fing sie an zu knabbern. Die Katze folgte und nagte an Muskeln und an Sehnen. Ein Schwarm Schmetterlinge flatterte herein und kreiste die zwei Tiere ein. Der Maus schien mit den ersten Bissen noch mehr Zuversicht zu wachsen. Sie wackelte mit dem Schwanz, das konnte eine Drohung sein. Dann spitzte sie ihr feines Mäulchen zusammen und stupste die Katze vom Tisch. Sie hüpfte auf einen anderen Tisch und umkurvte das Fleisch nach neuen Genüssen. Die Katze, aus der Welt geworfen, fing zu miauen an. Die Katze, die Vernichterin der Mäuse. Die Augen glänzten, während das Fell sich sträubte und elektrisch knisterte. Ein zweiter ungefreiter Wächter ohne Macht.

Das Mäuschen aber hörte und sah und schmeckte das Allerbeste, denn in der Nacht sind die Sinne vereint. Das Mäuschen, ganz Muskel, das stolze, das geheime Wild, war fortan Herrin über jede Stunde der Nacht.